

Julia Reuter
Alexandra Karentzos (Hrsg.)
Schlüsselwerke der
Postcolonial Studies

ARBEIT GRENZEN POLITIK HANDLUNG METHODEN GEWALT SPRACHE WISSEN
SCHAFT DISKURS SCHICHT MOBILITÄT SYSTEM INDIVIDUUM KONTROLLE
ZEIT ELITE KOMMUNIKATION WIRTSCHAFT GERECHTIGKEIT STADT WERTE
RISIKO ERZIEHUNG GESELLSCHAFT RELIGION UMWELT SOZIALISATION
RATIONALITÄT VERANTWORTUNG MACHT PROZESS LEBENSSTIL DELIN



Springer VS

Schlüsselwerke der Postcolonial Studies

Julia Reuter • Alexandra Karentzos (Hrsg.)

Schlüsselwerke der Postcolonial Studies

 Springer VS

Herausgeberinnen
Julia Reuter
Köln, Deutschland

Alexandra Karentzos
Darmstadt, Deutschland

ISBN 978-3-531-17577-5
DOI 10.1007/978-3-531-93453-2

ISBN 978-3-531-93453-2 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden 2012

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Einbandentwurf: KünkellOpka GmbH, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media
www.springer-vs.de

Inhalt

Vorwort	9
<i>Julia Reuter / Alexandra Karentzos</i>	

1 Theoretische Referenzen

Mehrwert, Fetischismus, Hegemonie. Karl Marx' »Kapital« und Antonio Gramscis »Gefängnishefte«	17
<i>Friederike Habermann</i>	
Poststrukturalismus und Postkolonialismus. Jacques Derridas »Grammatologie« sowie Gilles Deleuzes und Félix Guattaris »Tausend Plateaus«	27
<i>Johannes Angermüller / Leonie Bellina</i>	
Diskurs, Diskontinuität und historisches Apriori. Michel Foucaults »Die Ordnung der Dinge«, »Archäologie des Wissens« und »Die Ordnung des Diskurses«	39
<i>Michael C. Frank</i>	
Begehren, Fantasie, Fetisch. Postkoloniale Theorie und die Psychoanalyse (Sigmund Freud und Jacques Lacan)	51
<i>Brigitte Kossek</i>	
Historiographie und Anthropologie. Zur Kritik hegemonialer Wissensproduktion bei Talal Asad, Bernard S. Cohn und der Subaltern Studies Group	69
<i>Roger Begrich / Shalini Randeria</i>	

Postkoloniale Schlüsselwerke

- Klassifizierende Blicke, manichäische Welt. Frantz Fanon:
 »Schwarze Haut, weiße Masken« und »Die Verdammten dieser Erde« 85
Jens Kastner
- Der ›dritte Raum des Aussprechens‹ – Hybridität – Minderheitendifferenz.
 Homi K. Bhabha: »The Location of Culture« 97
Cornelia Sieber
- Archäologien des okzidentalen Fremdwissens und kontrapunktische
 Komplettierungen. Edward W. Said: »Orientalism« und
 »Culture and Imperialism« 109
Markus Schmitz
- Sprachgewalt, Unterdrückung und die Verwundbarkeit der postkolonialen
 Intellektuellen. Gayatri C. Spivak: »Can the Subaltern Speak«
 und »Critique of Postcolonial Reason« 121
Miriam Nandi
- Die Differenz leben. Stuart Hall: »Der Westen und der Rest«
 und »Wann war ›der Postkolonialismus‹« 131
Rainer Winter
- Mobilität, Heterotopie, Dezentrierung.
 Rosi Braidotti: »Nomadic Subjects« 143
Paula-Irene Villa
- Essentialismuskritik, transnationaler Antirassismus, Körperpolitik.
 Paul Gilroy und der »Black Atlantic« 153
Sérgio Costa
- Dekoloniale Entbindung.
 Walter Mignolos Kritik an der Matrix der Kolonialität 165
Sabine Broeck
- Talking back. bell hooks und schwarze feministische Ermächtigung..... 177
Belinda Kazeem / Johanna Schaffer

Interdisziplinäre Rezeption

Postkoloniale Ethnologie. Vom Objekt postkolonialer Kritik zur Ethnografie der neoliberalen Globalisierung	191
<i>Daniel Münster</i>	
Postkoloniale Geschichte(n). Repräsentationen, Temporalitäten und Geopolitiken des Wissens	203
<i>Olaf Kaltmeier</i>	
Postkoloniale Gender-Forschung. Ansätze feministischer postkolonialer Studien	215
<i>Lann Hornscheidt</i>	
Postkoloniale Literaturwissenschaft. Methodenpluralismus zwischen Rewriting, Writing back und hybridisierenden und kontrapunktischen Lektüren	229
<i>Gisela Febel</i>	
Postkoloniale Kunstgeschichte. Revisionen von Musealisierung, Kanonisierungen, Repräsentationen	249
<i>Alexandra Karentzos</i>	
Postkoloniale Medienwissenschaft. Mobilität und Alterität von Ab/Bildung	267
<i>Ulrike Bergermann</i>	
Postkoloniale Politikwissenschaft. Grundlagen einer postkolonialen politischen Theorie und deren Anwendungsfelder	283
<i>Aram Ziai</i>	
Postkoloniale Soziologie. Andere Modernitäten, verortetes Wissen, kulturelle Identifizierungen	297
<i>Julia Reuter</i>	
Postkoloniale Pädagogik. Ansätze zu einer interdependenten Betrachtung von Differenz	315
<i>Patricia Baquero Torres</i>	

Postkoloniale Religionswissenschaft. Geschichte – Diskurse – Alteritäten	327
<i>Andreas Nehring</i>	
Postkoloniale Philosophie. Die westliche Denkgeschichte gegen den Strich lesen	343
<i>Patricia Purtschert</i>	
Postkoloniale Geographie. Grenzziehungen, Verortungen, Verflechtungen	355
<i>Julia Lossau</i>	
AutorInnenverzeichnis	365
Abbildungsnachweise	375

Vorwort

Julia Reuter / Alexandra Karentzos

Das Vorhaben, postkoloniale Studien in einem Lehrbuch zu kanonisieren, muss zwangsläufig scheitern. Nicht nur weil es keine ›eigentliche‹ theoretische oder disziplinäre Beheimatung postkolonialer Studien gibt, sondern vor allem weil sie sich selbst als »antidisziplinäre Intervention« (Castro Varela/Dhawan 2009: 9) verstehen und einer Kanonisierung von Wissen kritisch gegenüberstehen. So ist der vorliegende Band weniger als endgültiges, geschweige denn vollständiges Gesamtwerk denn als vorläufige Bestandsaufnahme postkolonialer Perspektiven zu betrachten, die über die Auseinandersetzung mit postkolonialen Schlüsseltexten hinaus einen Einblick in die fruchtbaren Anschlüsse in der Vielfalt geistes- wie sozialwissenschaftlicher Disziplinen bietet. Letzteres erscheint angesichts der größtenteils noch isolierten Diskussionen zur Relevanz postkolonialer Perspektiven innerhalb einzelner Fächer – zumindest in Deutschland – als ein geradezu ›überfälliges‹ Projekt; in den vergangenen Jahren wurden bislang nur wenige Anstrengungen unternommen, entlang und über Disziplingrenzen hinweg das Potenzial postkolonialer Perspektiven zu thematisieren.¹

Dies ist umso erstaunlicher, als sich – etwa in der Analyse und Kritik von ökonomischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen, von Formen der Rechtssprechung und der politischen Repräsentation, von kulturellen Identitäts- und Stereotypenbildungen oder wissenschaftlichen Erkenntnis- und Legitimationsprozessen – zahlreiche Verbindungen zu benachbarten Disziplinen formulieren lassen. Auch in ihrem Rückgriff auf marxistische, anthropologische, diskurstheoretische oder psychoanalytische Modelle schlagen postkoloniale Studien ganz bewusst den Weg eines ›transdisziplinären‹ Wissenschaftsprogramms ein, das auch schon von anderen angloamerikanisch geprägten *Studies* – Cultural, Gender oder Science Studies – als zentrales Markenzeichen perpetuiert wurde, aber nach wie vor wohl auch ein Grund ihrer vergleichsweise wenig erfolgreichen universitären Institutionalisierung darstellt. Denn um Postkoloniale Studien lehren zu können, bedarf es

1 Positiv hervorzuheben sei an dieser Stelle das 2010 erschienene Prokla Heft »Postkoloniale Studien als kritische Sozialwissenschaft« sowie die 2011 in Berlin stattgefundene Konferenz »Postkoloniale Gesellschaftswissenschaften – eine Zwischenbilanz« .

mehr als eines Interesses der Lehrenden an spezifischen Problemen (post-)kolonialer sozialer Verhältnisse. Es braucht häufig auch eine fachliche Zuordnung im Rahmen modularisierter Veranstaltungen und damit auch zumindest ansatzweise kanonisierter Lehrinhalte, um postkoloniale Perspektiven auch nachhaltig als »legitimes Wissen« in der öffentlichen Bildungslandschaft integrieren zu können.

Erste Schritte dazu wurden mit der Einrichtung von Lehrstühlen, Graduiertenkollegs und Forschungszentren mit postkolonialem Schwerpunkt getan. Allerdings spielten auch Lehrbücher und Sammelbände zu postkolonialen Schlüsseltexten und Konzepten bei der erfolgreichen Institutionalisierung von Forschungs- und Lehrinhalten eine nicht unerhebliche Rolle – gerade dann, wenn die Grundlagen der Rezeption keineswegs geklärt erscheinen. Während es im englischsprachigen Raum mittlerweile zahlreiche Nachschlagewerke gibt (vgl. exemplarisch Ashcroft/Griffiths/Tiffin »The Postcolonial Studies Reader«, 1995 bzw. dies.: »Postcolonial Studies: The Key Concepts«, 1998), fehlt es im deutschsprachigen Raum bislang an einem Handbuch zu postkolonialen Schlüsselwerken; wohl auch, weil die Kategorie des (Neo-)Kolonialismus als Interpretationsschema aufgrund der jahrzehntelangen fehlenden Anerkennung der kolonialen Vergangenheit wie Einwanderungs-Gegenwart im deutschen Kontext kaum Verwendung fand (vgl. Ha 2010: 63ff.).

Im Sinne einer nachholenden Entwicklung will der vorliegende Band eine Einführung in die zentralen theoretischen Werke der Postcolonial Studies anhand ihrer berühmten RepräsentantInnen geben, wie Edward W. Said, Homi K. Bhabha, Gayatri C. Spivak, Stuart Hall oder bell hooks, und ihre unterschiedlichen ideengeschichtlichen Referenzen nachzeichnen.

So werden im ersten Kapitel einige der zentralen theoretischen Bezugspunkte der Postcolonial Studies vorgestellt, wie z. B. Psychoanalyse, Marxismus, Diskurstheorie, Poststrukturalismus, Kritische Anthropologie etc., unter anderem um die Intertextualität bzw. Transdisziplinarität des postkolonialen Projekts zu unterstreichen. Darin werden vor allem die Schlüsselwerke, -konzepte und -autor/innen vorgestellt, die wesentlich zur Entwicklung der Postcolonial Studies beigetragen haben bzw. bis heute die postkoloniale Debatte beleben, strenggenommen aber selbst nicht zum »postkolonialen Kanon« zählen.

Der Band versteht sich aber nicht nur als Nachschlagewerk für Studierende und Interessierte; er soll auch einen eigenen Beitrag zur Theoriebildung leisten. Vor allem aber sind die Postcolonial Studies in vielen Disziplinen im deutschsprachigen Raum noch so neu und viele Perspektiven noch so wenig erschlossen, dass eine Einführung sich nicht an bereits erprobten disziplinspezifischen Ansätzen orientieren kann, sondern nicht umhin kommt, eigene Modelle zu entwickeln.

Das gilt etwa für die postkoloniale Politikwissenschaft, Pädagogik, Geographie, Religions- und Medienwissenschaft. Diesem Umstand ist vermutlich eine starke thematische Konzentration (und damit auch ›Schieflage‹) auf kulturelle Transfer- und Hybridisierungsprozesse geschuldet und eine Vernachlässigung von Fragen der internationalen politischen Ökonomie (Ziai in diesem Band), (inter-)religiöser Konflikte und Fundamentalismen (Nehring in diesem Band), geopolitischer ›Weltvermessungen‹ (Lossau in diesem Band) und deren technischen Voraussetzungen und medialen (Ab-)Bilder (Bergermann in diesem Band).

Der möglichen Gefahr, dass die Systematisierung eines Lehrbuches die vielstimmigen und disparaten postkolonialen Positionen unifiziert, sind wir nicht zuletzt dadurch zuvorgekommen, dass wir AutorInnen mit sehr unterschiedlichen Herangehensweisen zur Mitarbeit eingeladen haben. Überdies geraten hergebrachte jeweils fachspezifische Denkweisen durch die postkolonialen Impulse in Bewegung. Postkoloniale Perspektiven dienen als Problematisierungsinstrument, um die ›Normalität des So-Seienden‹ in den einzelnen Disziplinen aufzubrechen und dezidiert politische Sichtweisen einzuziehen – sei es, um die koloniale Verwobenheit der eigenen Fachidentität und Grundbegriffe zu erkennen und anzuerkennen oder um die neokolonialen Bezüge aktueller Forschungsinhalte und -methoden herauszustellen. Immerhin stehen für das Selbstverständnis westlicher Gesellschaften und damit auch ihrer Wissenschaften so zentrale Unterscheidungen wie Tradition und Fortschritt, Orient und Okzident, Natur und Kultur, Eigenes und Fremdes zur Disposition. Dies ist zugleich Potential wie Problem postkolonialer Studien: Denn häufig werden sie als ein ›intellektuelles Experiment‹, als ›Grenzerfahrung‹ (border gnosis) eines permanenten Überschreitens und Unterlaufens von verschiedenen kulturellen und symbolischen Systemen betrieben und sperren sich damit etwaigen Versuchen zur Didaktisierung und fixierenden Theoriebildung (vgl. Reber 2007). Gleichzeitig müssen sie aber, um anschlussfähig zu sein, ›operationalisierbare‹ Forschungsmethoden, -ansätze, -programme ausbilden.

Hinzu kommt eine Gefahr, die sich aus der Repräsentation postkolonialer Perspektiven durch Intellektuelle mit (post-)kolonialen Bindestrich-Biographien – indisch-amerikanisch, afro-amerikanisch usw. – ergibt: die Gefahr der normativen Aufladung, Essentialisierung und emphatischen Übersteigerung von Forschungspositionen – ein Problem, das sich in den Postcolonial Studies womöglich stärker als für andere kulturwissenschaftliche Neuorientierungen stellt (vgl. Bachmann-Medick 2006: 220; darüber hinaus Spivak 2009 und Nandi 2009).

Der Band greift auf einen breit angelegten Postkolonialismus-Begriff zurück, der sowohl postkoloniale Kritik bzw. Politik, postkoloniale Theorie(n) als auch postkoloniale Analysen in unterschiedlichen sozio-historischen Kontexten um-

fasst. Der Facettenreichtum des Begriffs liegt nicht nur darin, dass sich das ›Post-‹ nicht auf eine zeitlich-lineare Kategorie festlegen lässt (im Sinne von: ›nach dem Kolonialismus), sondern auch in der Vielfalt der Widerstandsstrategien, die mit ihm bezeichnet werden. Ein solches Verständnis von Postkolonialismus bietet die Möglichkeit, neue inter- wie transdisziplinäre Reflexionen anzuregen und damit zur weiteren Polyphonie postkolonialer Diskurse beizutragen. Der Band vereint grundlegende und innovative Beiträge zur Postkolonialismusforschung in Deutschland, die in der hiesigen Wissenschaftslandschaft noch nicht im Mainstream angekommen ist.

Wir danken den AutorInnen des Bandes für Ihren Mut, die komplexen und komplizierten Schlüsselwerke postkolonialer AutorInnen und ihre ideengeschichtlichen Referenzen in ein Format zu übersetzen, das nicht nur als Einstiegslektüre für Studierende, sondern auch als Lehrbuch für Lehrende geeignet ist und zur (Re-)Lektüre der Originaltexte anregt. Wir danken auch den AutorInnen, die zum Teil weit über den Rand der dominanten Rezeptionswege postkolonialer Schlüsselwerke geschaut haben, indem sie neue Forschungsfragen und -felder in unterschiedlichen Fachdisziplinen umrissen haben. Wir danken Frank Engelhardt (jetzt Juventa Verlag) für das vertrauensvolle Auf-den-Weg-Bringen des Projekts und Dr. Cori Mackrodt (VS Verlag) für die Unterstützung bei der Fertigstellung des vorliegenden Buchprojektes. Hendrik Meyer (Universität Trier) sei für die Erstellung des Typoskripts gedankt ebenso wie Thomas Küpper (Universität Frankfurt a.M.) für die kritische Durchsicht ausgewählter Beiträge.

Die Herausgeberinnen, Trier und Darmstadt im Dezember 2011

Literatur

- Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (Hrsg.) (1995): *The Post-Colonial Studies Reader*. London/New York: Routledge
- Ashcroft, Bill/Gareth Griffiths/Helen Tiffin (1998): *Key concepts in post-colonial studies*. London/New York: Routledge
- Bachmann-Medick, Doris (2006): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

- Castro Varela, María /Dhawan, Nikita (2009): Europa provinzialisieren? Ja, bitte! Aber wie? In: *Femina Politica* 2. 9-18.
- Ha, Kien Nghi (2010): Unrein und vermischt. Postkoloniale Grenzgänge durch die Kulturgeschichte der Hybridität und der kolonialen ›Rassentheorie‹. Bielefeld: transcript.
- Nandi, Miriam (2009): Am I that Other? Postkoloniale Intellektuelle und die Grenzen des Postkolonialismus. In: Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2009): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*. Bielefeld: transcript. 91-114.
- Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft (2010), 158: Postkoloniale Studien als kritische Sozialwissenschaft. 1.2010 (40). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Reber, Ursula (2007): Postkolonialismus zwischen Border-Gnosis und Institutionalisierung. In: Harrasser, Karin/Riedmann, Sylvia/Scott, Alan (Hg.) (2006): *Politik der Cultural Studies – Cultural Studies der Politik*. Wien: Turia + Kant. 118-133 (s. auch <http://www.kakanien.ac.at/beitrag/postcol/UReber4/?alpha=r>)
- Spivak, Gayatri C. (2009): Kultur. In: Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2009): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*. Bielefeld: transcript. 47-68.

Theoretische Referenzen

Mehrwert, Fetischismus, Hegemonie: Karl Marx' »Kapital« und Antonio Gramscis »Gefängnishefte«

Friederike Habermann

Als »uneasy marriage of marxism, feminism, and deconstruction« bezeichnet Benjamin Graves (1998) das Werk der Ikone postkolonialer Theorie, Gayatri C. Spivak. Sie selbst verwehrt sich interessanterweise der letzten (für viele offensichtlich scheinenden) Zuschreibung als Dekonstruktivistin, bezeichnet sich dagegen als feministische Marxistin (vgl. Spivak 1985: 74). Spivak positioniert sich »bewusst strategisch ambivalent«, so drücken es Nikita Dhawan und María do Mar Castro Varela aus: Sie bezeichne sich als »altmodische Marxistin«, um dann davon zu sprechen, dass es gelte, Marx zu »radikalisieren« (vgl. Castro Varela/Dhawan 2005: 64). Tatsächlich sehen viele postkoloniale TheoretikerInnen in Marx einen wichtigen Verbündeten – denn wie wäre Kolonialismus ohne Kapitalismus zu denken? So findet sich Marxismus in vielen Ausformungen postkolonialer Theorie wieder, und nicht nur in der Form einer *ménage à trois*, wie bei Spivak. Es existieren vor allem Zweierbeziehungen zwischen Marxismus und Postkolonialismus, zum Beispiel bei Etienne Balibar oder Stuart Hall. »Uneasy«, also schwierig, sind diese Beziehungen dennoch allemal, stand der Marxismus doch rund ein Jahrhundert lang für ein Programm, das sich allein genügte bzw. das nicht selten mit dem Anspruch verbunden war, alles am besten selbst erklären zu können – sei es Sexismus oder Rassismus: Alles diene lediglich dem Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit; wenn dieser »Hauptwiderspruch« gelöst sei, lösten sich angeblich auch die »Nebenwidersprüche« auf – so die Annahme vieler MarxistInnen.

So bedurfte und bedarf es nach wie vor anstrengender Beziehungsarbeit, um die Verwobenheit von Kapitalismus und Kolonialismus und damit Rassismus und Sexismus herauszuarbeiten. Es finden sich zwar immer wieder marxistische Bezüge in postkolonialen Arbeiten, häufig jedoch ohne in einem strengen Sinne »marxistisch« zu sein, und weniger auf den eben beschriebenen traditionellen Marxismus, denn auf Karl Marx selbst – der klarstellte, kein Marxist zu sein, und dessen nicht nur analytisch scharfes, sondern auch vielschichtiges Werk eine Fundgrube an theoretischen Anschlüssen bietet. Für das Erfassen dieser Verwobenheiten

braucht es jedoch eine Theorie, welche die Vielfältigkeit der Machtstrukturen zu erfassen vermag, für Wechselwirkungen offen ist und der Komplexität der Beziehungen gerecht wird. Der Hegemoniebegriff von Antonio Gramsci, ebenfalls ein marxistischer Ansatz, bildet daher für einige postkoloniale TheoretikerInnen eine geeignete Grundlage, denn Gramsci geht davon aus, alle Kräfteverhältnisse im Ringen um Hegemonie zu berücksichtigen. Allein: Auch er reduziert Hegemonie auf jenen Aspekt, welcher ›in der Fabrik entspringt‹, und damit auf den Konflikt zwischen Kapital und Arbeit (vgl. Gramsci 1929ff.: 2069).

1. Karl Marx' »Das Kapital«: Ursprüngliche Akkumulation und die koloniale Reproduktion der Ausbeutung

Bevor wir aber zu einer Vorstellung von Gramscis Gefängnisheften kommen, zurück zu dem Hauptwerk von Marx, »Das Kapital«, erschienen im Jahr 1867. Allerdings, was lässt sich dazu anderes sagen, als dass jede und jeder, der oder die es noch nicht gelesen hat, es schnell nachholen sollte? Nicht nur, weil die Welt ohne dessen drei Bände heute eine wesentlich andere wäre. Sondern auch, weil die darin dargelegte Analyse der kapitalistischen Gesellschaft bis heute wesentliche Einsichten bereithält. Drei davon seien hier genannt:

Der erste Aspekt, der erwähnt werden soll, wird auch in den ersten Kapiteln vom »Kapital« behandelt: Es ist der Gedanke des Fetischismus, eine Weiterführung des in den Frühschriften gebrauchten Begriffs der Entfremdung, wonach im kapitalistischen Produktionsprozess der herstellende Mensch einerseits vom Sinn des Produkts, andererseits von anderen Menschen getrennt wird. Marx verwendet den Begriff ›Fetischismus‹, der zu seiner Zeit ausschließlich auf als primitiv angesehene Naturreligionen angewandt wurde, um das Eigenleben der Ware herauszustellen. Statt des Gebrauchswertes einer Ware werde ihr Tauschwert zum Antrieb für die Produktion und die Ware werde zum Subjekt, der arbeitende Mensch aber zum Objekt dieses Herstellungsprozesses. Indem der Warenfetisch die sozialen Beziehungen der Menschen untereinander verschleiert und als Sachzwänge verkleidet, merken die Menschen nicht mehr, dass sie sich etwas unterordnen, was sie selbst erschaffen haben (vgl. Marx 1972: 85ff.).

Dieser Gedanke des Fetischismus taucht ebenfalls in den Arbeiten Spivaks wieder auf: Sie vergleicht diesen mit dem Prozess, in dem die ›Dritte Welt‹ durch den Westen als unterentwickelt und rückständig konstruiert oder auch produziert wurde (was sie als ›worlding‹ bezeichnet), wodurch die Dominanz des Westens als sinnvoll und natürlich erscheint. Darüber hinausgehend aber kann davon ausgegangen werden, dass der Marx'sche Denkschritt vermutlich grundlegend für die

gesamte Diskurstheorie war, und damit auch wiederum für postkoloniale Theorien: Nicht reine Ideologie, sondern Wirklichkeit gewordene Diskurse formen unser Denken, Handeln und letztlich die Welt selbst, werden aber wiederum auch von den durch sie konstruierten Subjekten reproduziert und verändert. Marx drückt dies folgendermaßen aus: »Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbst gewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.« (Marx 1960a: 115) Was im traditionellen Marxismus deterministisch gelesen wurde (die Ökonomie bestimmt das Handeln der Menschen) wird in postkolonialer Lesart als gegenseitige Verwobenheit von Subjekt und Gesellschaft verstanden.

Damit ist bereits gesagt, dass Marx zweitens radikal mit Theorien bricht, die vom souveränen Subjekt ausgehen, also von der Ahistorizität oder Essenz des menschlichen Seins. Für ihn ist das Individuum das Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse (vgl. Marx 1969) – aus postkolonialer und damit antirassistischer Perspektive ein wesentlicher Aspekt. Nicht zuletzt als Übersetzerin von Jacques Derridas »Grammatologie« (1967/1976) mit einem vielbeachteten 80seitigen Vorwort bekannt geworden, beruft sich Spivak in ihrem 1985 erschienenen Artikel »Scattered Speculations« auf den Marx'schen Subjektbegriff (vgl. Spivak 1985: 73). Wichtig ist ihr dabei der »materialistische« Aspekt (den auch sie stets in Anführungszeichen setzt), und dafür genau die Analyse von Wert und Mehrwert beziehungsweise Ausbeutung (ebd.: 74).

Eine dritte wesentliche Einsicht von Marx' Analyse der kapitalistischen Gesellschaft ist im eigentlichen Sinne ökonomisch: Die zu seiner Zeit vorherrschende klassische Wirtschaftstheorie weiterdenkend, entlarvt Marx, dass der im Kapitalismus produzierte Wohlstand nicht, wie von Adam Smith behauptet, aus dem egoistischen Streben der einzelnen sowie der Arbeitsteilung per se entspringt, sondern durch Ausbeutung zustande kommt. Hierunter verstand Marx nicht besonders schlechte Arbeitsbedingungen, sondern den Prozess der Mehrwertproduktion überhaupt: Der Kapitalist (abstrakt gesprochen und unabhängig davon, ob dieser noch Managertätigkeiten übernimmt) kauft für die Produktion Vorprodukte und Produktionsmittel (»konstantes Kapital«) sowie Arbeitskraft (»variables Kapital«) ein. Marx weist nach, dass gesamtgesellschaftlich gesehen der Wert von Vorprodukten und Produktionsmitteln sich *peu à peu* auf die Produkte überträgt, und der jeweilige anteilige Wert ohne Gewinn oder Verlust wieder verkauft wird – denn nur durch den Aufenthalt in den Produktionsstätten verändert dieser sich nicht. Mehrwert entsteht ausschließlich durch das »variable Kapital«, denn in Form von »lebendiger Arbeit« verwandelt dieses das konstante Kapital beziehungsweise die »tote Arbeit« in ein wertvolleres Produkt. Damit verbunden ergibt

sich eine weitere Unterscheidung: Während Maschinen ihren Wert an Produkte abgeben, dieser als entsprechende Preiserhöhung wieder eingenommen wird und so die Maschine ersetzt werden kann, brauchen Menschen zu ihrer Reproduktion weniger Wert als sie beisteuern; Reproduktion, das bedeutet: genug zum Leben, um am nächsten Tag wieder am Arbeitsplatz erscheinen zu können, sowie genug, um auch die nachwachsende Arbeitergeneration zu versorgen (vgl. Marx 1972). Mit anderen Worten: Ein Mensch kann sich Geld von einer Bank borgen, ArbeiterInnen einstellen, Maschinen, Rohstoffe oder Vorprodukte einkaufen sowie die ArbeiterInnen produzieren lassen und dann hinterher mit Gewinn verkaufen (oder auch für all dies einen Manager einstellen, das ändert nichts am Prinzip). Wenn dies mit den Gesetzen der Konkurrenz konform geschieht (keine veraltete Maschinen usw.), dann wird er irgendwann das geliehene Geld zurückzahlen, von dem Gewinn leben und schließlich Kapital akkumulieren können – während die ArbeiterInnen im Zweifel nur so viel bekommen, dass sie davon mehr oder weniger gut leben, aber hinterher genauso wenig wie vorher besitzen. Nur, dass die Kapitalisten bei Marx nicht erst zur Bank müssen, da er zeigt, wie durch die »ursprüngliche Akkumulation« – nicht zuletzt Aneignungen von Land, das von Dörfern gemeinschaftlich genutzt wurde oder auch Kleinbauern gehörte – auf der einen Seite (Produktions-)Mittelbesitzer und auf der anderen Seite »doppelt freie« Arbeiter entstanden: frei, da nicht versklavt oder im feudalen Lehnssystem verhaftet, doch auch frei von Produktionsmitteln, und von daher gezwungen, sich Lohnarbeit zum Überleben zu suchen (vgl. Marx 1972: 791ff.).

Auch Kolonialisierung lässt sich als ein gewaltiger Akt ursprünglicher Akkumulation verstehen – obwohl oder gerade weil Marx immer wieder kritisiert worden ist für sein eurozentrisches Modell politischer Emanzipation, welches die Erfahrungen kolonisierter Subjekte fast durchgängig ignoriert (vgl. Ahmad 1992: 222ff.). Marx habe auch versäumt, so Dhawan und Castro Varela, seine Studien über Indien und Afrika in eine entwickelte Imperialismusanalyse zu überführen (vgl. Castro Varela/Dhawan 2005: 64; exemplarisch Marx 1960b). Kämpfe des westlichen Proletariats repräsentierten ihm zufolge politisches Interesse der gesamten Menschheit.

Spivak bezeichnet es als ihr politisches Interesse, »to join forces with those Marxists who would rescue Marxism from its European provenance« (1985: 76). Entsprechend wirft sie anderen TheoretikerInnen marxistischer Tradition vor, ihren Eurozentrismus ungenügend zu reflektieren – so zum Beispiel Antonio Negri, wenn dieser (was sie ansonsten sehr unterstützt) auch jene, die nicht in Lohnverhältnissen stehen, mit zur Arbeiterklasse zählt, dabei aber nicht deren gesonderte Situation in den peripheren Ländern berücksichtigt (ebd.: 80). Oder Fredric

Jameson, der bei seinen Betrachtungen zur Postmoderne die räumliche Unterscheidung von Subjektproduktionen ebenso vergesse (ebd.: 88). Es sei gerade die Arbeitswerttheorie, die interessengeleitete Implikationen einer Aussage über das Subjekt in Erinnerung bringe.

Kontinuierlich überarbeitet Spivak traditionelles Marx'sches Vokabular, um die ökonomische Ausbeutung vor allem von Frauen im Süden in Bezug auf die internationale Arbeitsteilung beschreibbar zu machen (vgl. Castro Varela/Dhawan 2005: 64). Frauen sieht sie als die Hauptleidtragenden und eigentliche internationale Reservearmee (vgl. Spivak 1985: 84): Dass Banker bei *Salomon Brothers*¹ in 15 Minuten zwei Millionen US-Dollar verdienten, müsse damit zusammengebracht werden, dass eine Frau in Sri Lanka 2287 Minuten nähen müsse, um sich ein T-Shirt leisten zu können: »The ›post-modern‹ and ›pre-modern‹ are inscribed together.« (ebd.: 88) Ökonomische Ausbeutung geschehe größtenteils vom postmodernen Subjekt ausgeblendet ›im Rest der Welt‹. Kapitalismus biete den humanistischen Diskurs als offizielle Ideologie an, während stillschweigend die Pläne anhand des Werts gemacht würden (vgl. ebd.: 83ff).

Im selben Zusammenhang verweist sie auf die tief verwurzelte binäre Opposition zwischen dem Ökonomischen und dem Kulturellen. Ökonomischer Reduktionismus sei eine wirkliche Gefahr. Dieser Gedanke stellt auch den zentralen Ausgangspunkt für Stuart Hall dar, und entsprechend ist für den Mitbegründer der britischen *Cultural Studies* die Erkenntnis zentral, dass sich die Reproduktion gesellschaftlicher Verhältnisse nicht zwangsläufig aus der kapitalistischen Produktionsweise ergibt, wie dies im traditionellen Marxismus behauptet wurde. Für seine Frage danach, wie diese Verhältnisse hergestellt werden, bildet die Theorie von Antonio Gramsci die Grundlage – und wie bereits erwähnt und weiter unten noch ausgeführt, auch für andere postkoloniale TheoretikerInnen.

2. Antonio Gramscis »Gefängnishefte«: Hegemoniale Herrschaft und die Konstruktion des ›Anderen‹

Antonio Gramsci (1891-1937) – der während des Faschismus unter Benito Mussolini 1926 inhaftiert wird und erst 1929 die Erlaubnis bekommt, schreiben zu dürfen – hat seine Gefängnisnotizen nicht zur Veröffentlichung gedacht, sondern als Vorarbeiten zu späteren Werken. Zu diesen kommt es jedoch nicht mehr: Aus gesundheitlichen Gründen 1934 auf Bewährung entlassen, muss er 1935 endgültig jede weitere Arbeit daran einstellen; zwei Jahre später stirbt er an den Folgen

1 Eine US-amerikanische Investmentbank, die 1998 von der heutigen Citigroup aufgekauft wurde.

seiner Haft. Entsprechend fragmentarisch sind seine zu insgesamt 29 Heften zusammengesetzten Notizen. Das inhaltliche Hauptanliegen Gramscis, Mitbegründer und ab 1923 Generalsekretär der Kommunistischen Partei Italiens, liegt darin, das Scheitern der Revolutionsversuche im westlichen Europa im Anschluss an den Erfolg in der Sowjetunion zu erklären.

Gramsci unterscheidet zwischen Hegemonie und Herrschaft: Keine Gesellschaft könne nur durch Zwang aufrechterhalten werden, jede stabile Herrschaft müsse sich auf Hegemonie stützen. Hierunter versteht er die kulturelle Führung einer Klasse, die versucht, einen gesellschaftlichen Konsens herzustellen, um auf diese Weise ihre hegemoniale Stellung abzusichern. Es handelt sich dabei jedoch nicht um einen im emanzipatorischen Sinne ausgehandelten Konsens. Den Herrschenden muss es gelingen, möglichst viele an der Herrschaft nicht Beteiligte möglichst stark an sich zu binden, indem Gemeinsamkeiten mit ihnen konstruiert werden. Reine Ideologie wird nach Gramsci hierfür nicht ausreichen, so dass auch (meist materielle) Zugeständnisse gemacht werden müssten. Doch darüber hinaus übt die Hegemonie eine geistig-ideologische Dominanz und Attraktionswirkung aus. Die hegemoniale Gruppe übernimmt die Diskursführerschaft und definiert damit die Situation, setzt ›Wirklichkeit‹ und legitimiert sich dadurch selbst; der Diskurs wird selbstimmunisierend. Auch Gruppen, deren Interessenlagen im Widerspruch stehen zur hegemonialen Gruppe, werden in deren ideologischen Sog gezogen (vgl. Gramsci 1929ff.: 1947). Der hegemoniale Diskurs entfaltet seine konsensstiftende Legitimationsfunktion und sedimentiert sich in einem gruppenübergreifenden Alltagsverstand einer Gesellschaft. Für Gramsci reproduziert sich Hegemonie in den Denkweisen der Menschen und wird so von diesen getragen. Umgekehrt wird auch keine völlige Durchdringung des Alltagsverstandes erreicht, sondern es besteht immer eine Fragmentierung desselben, zusammengesetzt aus Elementen.

Mit anderen Worten: Der Staat und die hegemoniale Führung bauen auf Zustimmung auf, sie werden als sinnvoll und notwendig erfahren, gedacht und mitgetragen (vgl. ebd.: 1016f.). Erweist sich eine Klasse als führungsfähig, das heißt beruht ihre hegemoniale Stellung auf Zustimmung und Konsens seitens derer, auf die sie sich erstreckt, so kann nach Gramsci von einem ›historischen Block‹ gesprochen werden (vgl. ebd.: 1490). Herrschaft, also ohne konsensuales Element, wird nur gegen jene ausgeübt, die aus der politischen Gesellschaft und der Zivilgesellschaft ausgeschlossen sind (vgl. ebd.: 1947).

Gramsci bricht jedoch nicht mit der Vorstellung des Hauptwiderspruchs. Er erweitert zwar im Vergleich zum traditionellen Marxismus den Kreis der Akteure, indem er nicht nur Kapitalisten und Arbeiter, sondern zahlreiche gesellschaftliche

Gruppen in den Blick nimmt. Es handelt sich jedoch nicht um eine grundsätzliche Erweiterung der Analyse; Interessen, die sich aus rassistischen und anderen Privilegien ergeben können, bleiben unberücksichtigt.

Hall betont, dass Gramscis Verständnis von Hegemonie als Konsens, der von allen getragen wird, in Form von Alltagshandeln Gestalt annimmt: Menschen reproduzierten die als ›normal‹ anerkannten Verhältnisse durch ihr alltägliches Handeln. Hegemonie sei also immer mit Praktiken verkoppelt. Indem Hall den Blick auf diese richtet, erfasst er die Mikroprozesse, durch welche sich Hegemonie konstituiert. Hegemonie sei dann am wirksamsten, wenn es so aussehe, als seien Formulierungen nur schlichte Beschreibungen dessen, wie die Dinge sind, und hinter der selbstverständlichen, ›naturalisierten‹ Welt des ›gesunden Menschenverstandes‹ aus dem Blickfeld geraten (vgl. Hall 1989: 152).

So würden rassistische und sexistische Diskurse, welche sich um die Pole Unterwerfung und Herrschaft, Überlegenheit und Unterlegenheit gruppierten, aus der Sprache der Geschichte in die Sprache der Natur verschoben. Die untergeordnete Stellung bestimmter ethnischer Gruppen erscheine nicht als Resultat spezifisch historischer Verhältnisse wie Sklavenhandel, Kolonisation und der aktiven Unterentwicklung von Gesellschaften, sondern als gegebene Eigenschaft einer minderwertigen Abstammung. In diesem Zusammenhang spricht Hall von dem ›abwesenden‹, aber alles beherrschenden ›weißen Auge‹, mit dem die westliche Wissenschaft und der westliche Alltagsverstand die Welt erfassen: der unbenannte Ort, von dem aus die Welt betrachtet wird, und der notwendigerweise durch die (weiße) Hegemonie geformt ist (vgl. ebd.: 159).

Stuart Hall arbeitet in den von ihm vertretenen *Cultural Studies* zudem sowohl die Veränderlichkeit als auch die Kontinuität von Hegemonien heraus. Anstatt von einer Aneinanderreihung historischer Blöcke auszugehen, nur unterbrochen von ökonomisch begründeten organischen Krisen, betont Hall: »hegemony is always shifting« (vgl. Hall 1996: 468). Hegemonie – konstruiert durch komplexe Prozesse von Kämpfen – sei nicht ›gegeben‹, sei nie ein für allemal errichtet, sondern »muss ständig unablässig erneuert, neu inszeniert werden« (Hall 1989b: 201). Umgekehrt mache die Erfassung der alltäglichen Handlungen auch die im Alltag produzierten Kontinuitäten sichtbar. So wird in Halls Untersuchungen beispielsweise deutlich, auf welche Art und Weise sich Rassismen fortsetzen: durch die nicht oder kaum hinterfragten kleinen Handlungen im Alltag. Auf diese Weise könne Gesellschaft einerseits als einheitlicher Wirkungszusammenhang begriffen, und andererseits die Nichtreduzierbarkeit – beispielsweise von Rassismus – auf ökonomische Strukturen gedacht werden (vgl. Hall 1989c: 67f.).

Auch Edward W. Saids Kritik am Orientalismus baut auf der Gesellschaftsanalyse von Gramsci auf. In dem 1978 veröffentlichten gleichnamigen Buch (welches als der wohl grundlegendste Text postkolonialer Theorie angesehen werden kann) zeigt er, wie der ›Orient‹ als Einheit durch europäische Diskurse erschaffen wurde, um durch diesen Prozess des *Othering* (›different machen‹) selbst erst eine identitäre Einheit als ›Okzident‹ beziehungsweise ›Europas‹ aufbauen zu können. Das Abendland wurde so zum Gegenbild seines ›Anderen‹, des Morgenlandes, welches als zwar romantisch, aber letztlich grausam und der europäischen Kultur unterlegen konstruiert wurde. Auf diese Weise ließ sich europäischer Kolonialismus rechtfertigen.

Said betont, dass es sich hierbei nicht um pure Macht und Ideologie handelt, sondern um Hegemonie: »It is hegemony, or rather the result of cultural hegemony at work, that gives Orientalism the durability and the strength.« (Said 1995: 7) Orientalismus sei kein imperialistischer Geheimplan des ›Westens‹, um die ›orientalistische‹ Welt niederhalten zu können, sondern »an elaboration [...] of a whole series of ›interests‹« (ebd.: 12). Doch einmal hegemonial geworden, sei die Vorstellung von der Überlegenheit Europas und der Rückständigkeit des Orients auch dort selbst wiederholt worden.

Dieser Prozess des ›Othering‹ macht auch vor dem westlichen Feminismus nicht halt. Wie wohl alle postkoloniale Feministinnen, zweifelt Spivak die Existenz einer ›globalen Schwesterlichkeit‹ an. Sie zeigt am Beispiel der Witwenverbrennungen in Indien, wie sich der britische Kolonialismus als humane Mission rechtfertigte. Diese Legitimationsfigur für westlichen Imperialismus hat heute nichts an Aktualität verloren.

Das bedeutet nicht, dass Spivak die Tradition der Witwenverbrennung verteidigen möchte. Sie sieht das vergeschlechtlichte (weibliche) subalterne Subjekt als doppelt verletzlich an und problematisiert in ihrem berühmtesten Text, »Can the Subaltern Speak?« von 1988, deren (Un-)Fähigkeit, für sich selbst zu sprechen.² Hierzu wurde sie inspiriert durch die *South Asian Subaltern studies Group*, deren Konzept der Subalternen auf einer Gramsci-Interpretation durch dessen Mitbegründer Ranajit Guha basierte. Guha definierte, so Spivak, ›subaltern‹ als »cut off from the lines of mobility in a colonized country« (Spivak 1996: 288). Später wendet sie sich Gramscis Texten direkt zu.

Gramscis historischem Block zugrunde gelegt sind subalterne Menschen, die an dem gesellschaftlichen Zustand in keiner Weise partizipieren: Sie können nicht sprechen, oder vielmehr, sie werden nicht gehört, da erstens ihre Zustimmung für die Stabilität der hegemonialen Verhältnisse keine Rolle spielt; aus die-

2 Vgl. dazu ausführlich den Beitrag von Miriam Nandi in diesem Band.

sem Grund erhalten sie auch keinerlei materielle Zugeständnisse. Zweitens sind sie selbst häufig einfach nicht in der Lage, die Normalität zu hinterfragen, da auch sie vom hegemonialen Diskurs durchdrungen sind. Und drittens liegt das, was sie zu sagen hätten, um sich aus ihrer subalternen Position zu befreien beziehungsweise diese aufzulösen und mit ihr die gesellschaftliche Struktur, die sie bewirkt, außerhalb der hegemonialen Wirklichkeit und ist mit ihr nicht vereinbar. Denn: Was sie zu sagen hätten, beinhaltet eine Dimension jenseits des Bestehenden und gesellschaftlich Gedachten und gefährdet damit die konsensual abgesicherten Machtverhältnisse des gesamten historischen Blocks.

Subjekte und Bewegungen, die die hegemonialen Verhältnisse verändern wollen, haben also mit dem Widerspruch zu kämpfen, nur dann gehört zu werden, wenn die Art der Äußerung zumindest an das hegemoniale Denken anschlussfähig ist, und zwar sowohl hinsichtlich der Form als auch des Inhalts. Postkoloniale Theoretikerinnen wie Chandra Mohanty oder Naila Kabeer haben darauf aufmerksam gemacht, wie innerhalb des entwicklungspolitischen Paradigmas Forderungen von Frauen aus dem Globalen Süden nicht nur erst dann gehört wurden, wenn sie von Frauen des Globalen Nordens aufgegriffen wurden, sondern dass die Inhalte von Konzepten wie beispielsweise *Empowerment* dabei weitgehend verändert wurden: Der von der feministischen Süd-Süd-Vernetzung DAWN (*Development Alternatives with Women for a New Era*) 1985 forcierte Begriff stand für eine umfassende politische Vision von weltweiter Entwicklung sowie Gleichberechtigung und Frieden; Ungleichheiten wurden nicht nur auf Geschlecht, sondern auch auf Klasse und ›Rasse‹ bezogen und sollten ebenso beseitigt werden wie Armut und Gewalt. Aus dieser Vision, die sich explizit gegen eine Integration von Frauen des Südens in den gegebenen, am Westen ausgerichteten Entwicklungsprozess wandte, wurde – propagiert durch die Weltbankmitarbeiterin Carolin Moser Anfang der 1990er Jahre – genau dies: Eine Strategie, wie diese Frauen sich durch die Einbeziehung in den Weltmarkt ermächtigen könnten.

Die Problematisierung der subalternen Position beruht also letztlich auf Gramscis Hegemonieverständnis, dessen Analyse des Klassenkompromisses als hegemonial abgesicherter Konsens im fordistischen Wohlfahrtsstaat zudem erkennen lässt, dass die weiße männliche Arbeiterklasse sich nicht zuletzt durch sexistische und rassistische Zugeständnisse durchaus befrieden ließ. Erst Spivaks Blick auf die Subalternen einer hegemonialen Machtkonstellation macht aus dem revolutionären Impetus einen wahrhaft emanzipatorischen, in welchem es, mit Marx gesprochen, darum geht, »alle Verhältnisse *umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes [...] Wesen ist« (Marx 1988: 380).

Literatur

- Ahmad, Aijaz (1992): *In Theory. Classes, Nations, Literatures*. Oxford: Oxford University Press
- Castro Varela, María do Mar/ Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript
- Gramsci, Antonio (1991ff): *Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. v. Klaus Bochmann u. Wolfgang Fritz Haug, Hamburg/Berlin
- Gramsci, Antonio (1991ff): *Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. v. Klaus Grave, Benjamin (1998), *Political Discourse. Theories of Colonialism and Postcolonialism*. <http://www.postcolonialweb.org/poldiscourse/spivak/spivak3.html> (15.11.2010)
- Hall, Stuart (1989): *Stuart Hall – Ideologie, Kultur, Rassismus. Ausgewählte Schriften 1*. Hrsg. von Nora Rätznel. Hamburg/ Berlin: Argument
- Hall, Stuart (1989a): Die Konstruktion von »Rasse« in den Medien. In: Ders. (1989): 150-171
- Hall, Stuart (1989b): Der Thatcherismus und die Theoretiker. In: Rätznel (1989): 172-206
- Hall, Stuart (1989c): Gramscis Erneuerung des Marxismus und ihre Bedeutung für die Erforschung von »Rasse« und Ethnizität. In: Rätznel (1989): 56-91
- Hall, Stuart (1989ff): *Stuart Hall – Ausgewählte Schriften, Bd. 1-3*. Hrsg. v. Nora Rätznel u. a., Hamburg/Berlin: Argument
- Hall, Stuart (1996): What is this »Black« in Black Popular Culture? In: Morley/ Chen: 465-475
- Landry, Donna/ MacLean, Gerald (1996): *The Spivak Reader. Selected Works of Gayatri Chakravorty Spivak*, London/New York: Routledge
- Marx, Karl (1956ff): *Das Kapital. Marx-Engels-Werke*, Bd. 23 bis 25. Berlin
- Marx, Karl (1960a): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEW Bd. 8, Berlin: Dietz, 111-207
- Marx, Karl (1960b): Die britische Herrschaft in Indien. In: MEW Bd. 9, Berlin: Dietz, 127-133
- Marx, Karl (1969): Thesen über Feuerbach, in: MEW Bd. 3, Berlin: Dietz, 5-7
- Marx, Karl (1972): *Das Kapital. Marx-Engels-Werke (MEW) Bd. 23*. Berlin: Dietz
- Marx, Karl (1976): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: MEW Bd. 1, Berlin: Dietz, 378-391
- Morley, David/ Chen, Kuan-Hsing (1996): *Stuart Hall – Critical Dialogues in Cultural Studies*, London/ New York: Routledge
- Said, Edward W. (1995): *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*. Harmondsworth: Penguin Books
- Spivak, Gayatri C. (1985): Scattered Speculations on the Question of Value. In: *Diacritics* 15/4, 73-93
- Spivak, Gayatri C. (1996): Subaltern Talk. Interview with the Editors. In: Landry/ Maclean: 287-308
- Spivak, Gayatri C. (2008): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia+Kant

Poststrukturalismus und Postkolonialismus: Jacques Derridas »Grammatologie« sowie Gilles Deleuzes und Félix Guattaris »Tausend Plateaus«

Johannes Angermüller / Leonie Bellina

Die »Grammatologie« von Jacques Derrida und die »Tausend Plateaus« von Gilles Deleuze und Félix Guattari gelten als zwei Hauptwerke des Poststrukturalismus – eine insbesondere außerhalb des französischen Raums geläufige Sammelbezeichnung für Theoretiker wie Derrida und Deleuze/Guattari aber auch Michel Foucault, Jacques Lacan und Roland Barthes und ihrer anglo-amerikanischen KommentatorInnen wie Slavoj Žižek, Ernesto Laclau & Chantal Mouffe, Paul de Man oder Gayatri C. Spivak. Zu den Grundkonstanten poststrukturalistischer Theoriebildung gehören die Dezentrierung des sprechenden und handelnden Subjekts sowie die Kritik an geschlossenen Strukturen, deterministischen Codes oder grammatischen Regelsystemen, wobei den Dilemmata der »Repräsentation« – verstanden im doppelten Sinne als kulturelle Darstellung und politische Vertretung – besondere reflexive Aufmerksamkeit zukommt.

Im Folgenden werden wir die Werke mit Blick auf ihren Beitrag zu postkolonialer Theoriebildung in drei Schritten vorstellen. Wir beginnen im ersten Abschnitt mit der Beobachtung, dass sich der US-amerikanische Postkolonialismus im Allgemeinen mehr auf Derrida als auf Deleuze/Guattari beruft. Wir geben dann einen Überblick über die beiden Werke, die mit Blick auf die Frage der Repräsentation des postkolonialen Anderen verglichen werden. Während für Derrida der Repräsentation und den von dieser aufgeworfenen ethischen Fragen grundsätzlich nicht zu entkommen ist, sehen Deleuze/Guattari Repräsentation als ein Problem, das es gewissermaßen zu überwinden gilt. Schließlich werden wir kurz an die unterschiedlichen Rezeptionskontexte in Frankreich und den USA erinnern, in denen die Werke mit unterschiedlichem politischem und theoretischem Sinn gefällt wurden. Vor diesem Hintergrund wollen wir beide Werke nicht nur als Quellen konzeptueller Inspiration begreifen, sondern diese als in soziale, politische und historische Deutungskämpfe und Praktiken der Repräsentation verstrickt sehen.

1. Die Frage der Repräsentation des/der postkolonialen Anderen im Poststrukturalismus

Bekanntlich hat sich seit den 1980er Jahren ein Feld postkolonialer Kritik entwickelt, das die vielfältigen Welten der postkolonialen Gegenwart in ihrer Heterogenität zum Ausgangspunkt nimmt. So wurde in vielen kritischen Analysen zum (Post-)Kolonialismus herausgearbeitet, wie diskursive Techniken der Repräsentation des kolonisierten ›Anderen‹ von der Zeit des unmittelbaren Kolonialismus bis heute in sozialen, politischen und institutionellen Kontexten eingesetzt werden (Césaire, Said). Aus postkulturalistischer Perspektive sind dies gesellschaftliche Prozesse kultureller Produktion, die nicht etwa prä-existierende Differenz abbilden, sondern in bestimmter Form erst konstituieren, und damit auch Möglichkeiten ihrer In- und Exklusion vorzeichnen. Die Dekonstruktion dominanter eurozentrischer und essentialistischer Diskurse macht solche Prozesse in postkolonialen Kontexten an-greifbar. Vor diesem Hintergrund wird Repräsentation nicht mehr verstanden als Enthüllung eines Machtverhältnisses oder als Enthüllung von ›Wahrheit‹, sondern als eine *Verhüllung* von Machtverhältnissen.

In der postkolonialen Theoriedebatte ist der Poststrukturalismus ein etablierter Ansatz (vgl. Dhawan/Castro Varela 2005: 25, 119), für den Derrida und Deleuze/Guattari (sowie Foucault) als zentrale Vertreter gelten. Ihre Rezeption im Feld postkolonialer Theorie fällt jedoch unterschiedlich aus, was maßgeblich den Arbeiten Gayatri C. Spivaks geschuldet ist. Als Übersetzerin von Derridas »Grammatologie« (1967) spielt Spivak eine wichtige Rolle in der nordamerikanischen Rezeption Derridas (seinen Durchbruch in den USA erlangte Derrida durch die Yale-School. Paul de Man und J Hillis Miller sind deren führende Figuren, die mit dekonstruktivistischen Denkfiguren in der Literaturwissenschaft Furore machen).¹ Besonders durch ihre intensive Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten von Derridas Dekonstruktion haben Spivaks vielzitierte Beiträge zur postkolonialen Theorie hier zu der weitreichenden Rezeption Derridas in den anglophonen Debatten um Postkolonialität beigetragen. In ihren Arbeiten bringt Spivak Derridas Dekonstruktion, marxistische und feministische Theoriefiguren in komplexe und produktive Verhandlungen. Ihr Ansatz erweist sich als besonders fruchtbar für Fragen postkolonialer Theorie im Spannungsfeld zwischen epistemischer und materieller Gewalt. Derridas dekonstruktive textuelle Analyse dient in postkolonialen Theoriezusammenhängen nicht nur der Dekolonisierung wissenschaftlicher Wissensproduktion, sondern auch der politischen Artikulation subalternen Widerstandes.

1 Wir danken Miriam Nandi für die Anmerkung.

Deleuze/Guattari steht Spivak dagegen kritisch gegenüber. In ihrem Essay »Can the Subaltern Speak?« (1988), der als Meilenstein Postkolonialer Theorie gilt, kritisiert Spivak unter anderem Deleuze/Guattaris Ablehnung einer Repräsentation des ›Anderen‹ durch (westliche) Intellektuelle sowie ihre Annahme, dass die/der Subalterne für sich selbst sprechen könne. Das Verstehen der/des ›Anderen‹ als ein authentisch sprechendes Subjekt sei eine Form der Assimilierung gemäß dominanter Subjektivitäts- und Repräsentationsformen. Spivak kritisiert dies als (unbeabsichtigten) Essentialismus und Eurozentrismus. So verweise die Frage der Repräsentation auf ein unlösbares Dilemma: Da sich die/der Subalterne, um gehört zu werden, innerhalb der dominanten Episteme und ihrer etablierten Repräsentationsformen verständlich machen müsse, kann das wirklich ›Anderen‹ in bestehenden hegemonialen Strukturen nicht gehört werden. Der Repräsentation könne man daher nicht entkommen, indem man sie ablehne. Die/der (westliche) Intellektuelle würde sich damit nur ihrer/seiner ethischen und politischen Verantwortung in Bezug auf die bereits durch die epistemische Gewalt neo/kolonialer Repräsentation »unhörbar« gemachten Subalternen entziehen.

Vor diesem Hintergrund erweise sich Derridas Dekonstruktion als ungleich nützlicher, um dem europäischen Ethnozentrismus in der Konstruktion und Repräsentation der/des ›Anderen‹, auch zum Zwecke der Konsolidierung des Europäischen Subjekts, zu begegnen.² Spivaks Kritik an Deleuzes/Guattari hat zu einer überwiegend negativen Rezeption des Autorenduos durch postkoloniale TheoretikerInnen geführt. Auch wenn viele Motive Deleuze/Guattaris durchaus Eingang in postkoloniale Texte gefunden haben, ist eine systematische Auseinandersetzung mit ihnen bisher weitgehend ausgeblieben. Vor diesem Hintergrund werden wir Derridas »Grammatologie« und Deleuze/Guattaris »Tausend Plateaus« zunächst als unterschiedliche Antworten auf die Repräsentationsproblematik vorstellen, bevor wir abschließend auf ihre internationale Rezeptionsgeschichte zurückkommen.

2. Derridas »Grammatologie«

Ganz gleich wie die beiden Werke aufgenommen wurden, unstrittig ist ihre Bedeutung für die Debatte über den Postkolonialismus. Beide geben wichtige theoretische Impulse, beispielsweise mit Blick auf den Ethnozentrismus der westlichen Philosophie (Derrida) oder den (globalen) Süden (Deleuze/Guattari). Im Lichte ihrer Etikettierung als »poststrukturalistisch« werden oft die theoretischen

2 So schließt sie mit dem Urteil: »I must here acknowledge a long-term usefulness in Jacques Derrida which I seem no longer to find in the authors of ... Mille Plateaux.« (Spivak 1994:104).

Schnittmengen zwischen Derrida und Deleuze/Guattari gesehen, wie etwa ihre Kritik am autonomen Subjekt, an geschlossen-grammatikalischen Vorstellungen von Ordnung und nicht zuletzt an universalistischen Geltungsansprüchen traditioneller westlicher Epistemologien. Doch dürfen zentrale theoretische Unterschiede nicht übersehen werden. Derrida steht dem strukturalen Repräsentationsmodell nahe und führt dieses in radikaler Konsequenz fort, wohingegen Deleuze/Guattari den Strukturalismus nie zum theoretischen Vorbild nehmen und Repräsentation als eine theoretische oder politische Strategie ablehnen. Für beide stehen traditionelle Modelle von Repräsentation (etwa im Sinne der Abbildung von Realität) auf dem Prüfstand. Während Derrida jedoch eine ›internalistische‹ Kritik der Repräsentation betreibt, die strukturalen Einsichten in die differenzielle Konstitution der Welt treu bleibt, formulieren Deleuze/Guattari eine ›externalistische‹ Kritik, die auf eine Position jenseits der Repräsentation zielt. Im Folgenden soll die postkoloniale Problematik in den beiden Werken verortet werden.

Derridas »Grammatologie« (1974 [1967]) ist das bedeutendste Werk seiner frühen, dekonstruktivistischen Periode, in der er den klassischen Kanon der westlichen Philosophie mit Blick auf eine wiederkehrende, oft kaum reflektierte, aber gleichwohl konstitutive Hierarchie zwischen Stimme (*logos*) und Schrift (*gramme*) einer kritischen Lektüre unterzieht. Nach Derrida zeichnet sich die (westliche) Philosophie durch eine logozentrische Metaphysik aus, die das gesprochene gegenüber dem geschriebenen Wort privilegiere. Im Sinne des Logozentrismus haben sprachliche Ausdrücke Sinn, weil sie auf die lebendige Gegenwart eines ursprünglichen Sinnstiftungszentrums verweisen, z. B. auf ein Subjekt, ein Bewusstsein oder eine Intention. Sprache erscheint in dieser Tradition als eine bloße Hülle für einen gemeinten oder erfahrenen Sinn, dem gesprochener Diskurs näher komme als geschriebener Diskurs. Für Derrida erscheint die westliche Philosophie ›schriftvergessen‹, was insofern überraschen mag, als das Medium Schrift in der westlichen Philosophietradition von Anfang an eine wichtige Rolle spielt. In zahlreichen Lektüren von Platon bis Husserl zeigt Derrida, dass die Hierarchie von Stimme über Schrift, so unhaltbar sie aus zeichentheoretischer Sicht erscheinen mag, sich nicht abschaffen lässt, ohne die fundamentale Instabilität des konzeptuellen Gesamtsystems zum Vorschein kommen zu lassen. So weist Derrida auf die philosophischen Konsequenzen hin, die eine Binäropposition für alle anderen Unterscheidungen innerhalb einer philosophischen Gesamtarchitektur aufwirft. Während sich Derrida in zeitnah veröffentlichten Werken (1979 [1967]; 1988 [1972]) mit einer Reihe von Autoren des philosophischen Idealismus beschäftigt (wie z. B. Hegel, Husserl, Heidegger), geht er in der »Grammatologie« v. a. auf drei Autoren ein: den Gründervater der strukturalen Linguistik Ferdi-

nant de Saussure, den strukturalen Anthropologen Claude Lévi-Strauss und, besonders ausführlich, auf Jean-Jacques Rousseau.

Auch wenn diese Autoren logozentrische Hierarchien in der Regel ›im Vorbeigehen‹ und an eher wenig exponierten Stellen etablieren, reichen deren theoretische Konsequenzen in sämtliche theoretische und politische Ecken hinein. So erinnert Derrida (1974 [1967]) an den »Ethnozentrismus, der immer und überall den Begriff der Schrift [*écriture*] beherrschen musste [und...] der Aussicht hat, die Herrschaft über unseren Planeten anzutreten« (11 [11]). Dieses Verdikt trifft zunächst Saussure, wenn dieser einer Teleologie der Schrift anhängt, indem er »jeden Einbruch des Non-Phonetischen in die Schrift als vorübergehende Krise und beiläufigen Unfall« abtue und auf diese Weise, wie Derrida argumentiert, einem »abendländischen Ethnozentrismus, prä-mathematischen Primitivismus und präformalistischen Intuitionismus« (ebd.: 59 [71]) Vorschub leiste. Diese ethnozentristische Tendenz zur Abwertung der/des nicht-westlichen Anderen scheint gleichsam ein Nebenprodukt ›eigentlich‹ konzeptueller Unterscheidungen zu sein, wie Derrida dann am Beispiel der Anthropologie zeigt, speziell der strukturalen Anthropologie Lévi-Strauss', der, wie ihm auch Derrida bescheinigt, gewiss als einer ihrer in postkolonialer Hinsicht besonders reflektierten Vertreter gelten kann. So geht Derrida (ebd.: 215ff. [180ff.]) näher auf eine Stelle in den »Traurigen Tropen« ein, wo Lévi-Strauss schreibt, dass das Volk der Nambikwara kein ›richtiges‹ Wort für Schreiben haben, d. h. beim Schreiben von ›Linien-Ziehen‹ sprechen, das für diese allenfalls einen ästhetischen Sinn habe. Nach Derrida ist die Unterscheidung von expressivem Schreiben und nur ästhetischem ›Linien-Ziehen‹ mehr als ein Lapsus und wirft die Frage nach den impliziten Deutungsansprüchen der westlichen BeobachterIn über den ›wirklichen‹ Sinn der Worte auf. So tendiere die Anthropologie immer wieder dazu, andere Völker über die Existenz einer Schriftsprache zu definieren (vgl. ebd.: 149 [125]).

In einer ausführlichen Abhandlung von Rousseaus »Essay über den Ursprung der Sprache« geht er der Exotisierung der/des nicht-westlichen Anderen nach. So gibt laut Rousseau der Typ der verwendeten Schrift Aufschluss über den Zivilisationsstand einer Kultur. Pikt- und ideographische Repräsentationssysteme seien wilden und barbarischen Kulturen eigen; die moderne bürgerliche Gesellschaft dagegen verwende ›normalerweise‹ phonetisch-alphabetische Schriften. Demnach sind sprachliche und politische Dimensionen der Repräsentation nicht voneinander zu trennen. Rousseaus Essay legt Zeugnis von einem Phantasma »absoluter Repräsentation« ab (ebd.: 505ff. [416ff.]), wonach das Zeichen seine Bestimmung dann am besten erfülle, wenn es hinter die Präsenz des lebendigen Subjekts zurücktrete und den gemeinten Sinn für sich sprechen lasse. Es kennzeichne das

westliche Repräsentationsregime, dass das Zeichen, der Text, die Schrift immer wieder als verdrängte, aber notwendige Supplemente des Ursprungs (der lebendigen Präsenz des gesprochenen Worts) auftauchen. In der Tat mag die logozentrische Metaphysik immer wieder die selbstgenügsame Existenz eines Ursprungs vor der Schrift behaupten; allein weil sie immer von den unkontrollierbaren Verschiebungen in einem ursprungslosen Spiel der Differenzen eingeholt wird.

Derridas dekonstruktives Projekt hat die postkoloniale Debatte vielfach befruchtet; macht es doch exemplarisch den impliziten Ethnozentrismus deutlich, der Texte auch gegen die Intentionen ihrer AutorInnen auszeichnen kann. Derrida macht sich Saussures differenztheoretische Epistemologie zu eigen, um das Spiel konzeptueller Unterscheidungen in theoretischen Texten nachzuzeichnen, nicht zuletzt auch bei Saussure. So entwirft Derrida keine Philosophie, die er anderen Philosophien entgegensetzt, sondern unterzieht philosophische Texte rigorosen Lektüren, in denen er deren konstitutive Aporien herausarbeitet, so etwa die wiederkehrende Qualifikation schriftlichen Ausdrucks gegenüber gesprochener Sprache als sekundär. Eine solche Abwertung ist aus differenztheoretischer Sicht freilich unhaltbar und bedeutet eine konzeptuelle Instabilität, die zu einer ständigen Wiederkehr der ausgeschlossenen Elemente in der Gestalt randständiger, aber notwendiger Supplemente führt. Derridas dekonstruktive Lektüren wurden vielfach als eine ideologiekritische ›Methode‹ begrüßt, die den impliziten Euro- und Ethnozentrismus in theoretischen Texten herausarbeite (was insbesondere die nordamerikanische Debatte über den westlichen Kanon befruchtet hat) (Spivak 1988; 1990). Zu betonen ist, dass Derrida zumeist mit Texten hoch kanonisierter AutorInnen der (westlichen) Philosophietradition zu tun hat, die er mit Blick auf Repräsentationen der/des postkolonialen Anderen befragt. Nie hat es Derrida dagegen mit der/dem Anderen als einer/einem Anderen in seiner empirischen oder vortextuellen Existenz zu tun. Die/der Andere existiert nur in ihren/seinen Repräsentationen. Vor diesem Hintergrund ist das übergreifende dekonstruktive Ziel nicht, das Spiel der Zeichen anzuhalten, sondern ganz im Gegenteil: Einsicht in die Kontingenz jeder Repräsentation zu gewinnen und kritische Dynamiken der Erschütterung und Dezentrierung von Differenz freizusetzen.

3. Deleuze/Guattaris »Tausend Plateaus«

»Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie« (1992[1980]) ist aus der gemeinsamen Arbeit des Philosophen Gilles Deleuze und des Psychiaters Félix Guattari hervorgegangen. Der Titel ist Programm für ein Buch, das nicht als ein hierarchisch strukturiertes ›Wurzelbuch‹, sondern als ein zentrumsloses ›Wurzel-